

Nachdruck verboten.

Das Wüstengespenst.

Von F. von Zobeltig.

Die Beduinenstämme, die das große Sandmeer südlich des Atlas bevölkern, lieben, gleich den Indianern Nord-Amerika's und den dunkeläugigen Bewohnern der Ganges-Ufer, den bilderreichen Ausdruck der Sprache. Die glühende Sonne, die über der heimischen Steppe brennt und den gelben Wüstenand dörrt, besflügelt gewissermaßen die Phantasie des Arabers; er spricht gern in Metaphern, und immer sind seine Umschreibungen und Vergleiche schön und voller Poesie, immer bezeichnend. Als ich im vorigen Jahre die algerische Sahara bereiste und dort häufig Gelegenheit fand, mit den nomadischen Stämmen in Berührung zu kommen, machte ich die Wahrnehmung, daß der Araber den Ausdruck „Wüstengespenst“, in Verbindung mit eindringlichen Warnungen vor den Gefahren des Sandmeeres, auffallend oft gebraucht. Mit diesem Ausdruck pflegt der Beduine Verschiedenes zu bezeichnen. Ein Wüstengespenst ist die Fata morgana, die dem im Sonnenbrande Verschmachtenden aus pfadloser Ebene die Herrlichkeiten eines Eden hervorzaubert, um sie dann im gluthdurchflimmerten Aether zu Nichts zerrinnen zu lassen. Ein Wüstengespenst ist der Samum, der als schneeweißes Fliedwölkchen am fernem Horizont emportaucht, dann urplötzlich die Luft mit donnerndem Brausen erfüllt, den heißen Sand himmelhoch aufpeitscht, ganze Karavannen zu Boden schmettert und gelbweiße Grabhügel über sie thürmt. Mit einem Worte: Wüstengespenster sind dem Araber alle Gefahren, die wirklichen und die eingebildeten, denn in jeder Gefahr wittert seine blühende, von abergläubischem Spul erfüllte Phantasie einen bösen Geist, einen Dämon, einen „Dschin“.

Ein solches Wüstengespenst, — freilich nicht den mordenden Samum, nicht eine trugspinnende Fata morgana, sondern ein anderes, — habe ich kennen gelernt, und da diese Bekanntschaft in gewissem Sinne lehrreich war, so will ich sie hier erzählen.

Wir kamen von Constantine, hatten die

Auresberge, Batna mit seinen Cedernwäldern und die ersten, zauberisch schönen Oasen der sogenannten „Vorwüste“ hinter uns und strebten nummehr der „echten“ Sahara entgegen, von der mein islamitischer Führer behauptete, sie sei von Allah in einem Augenblick des Zornes geschaffen worden, indem dieser mit einer Hand voll Sand nach dem entfliehenden Teufel geworfen habe. Unsere Gesellschaft war nicht groß, wir zählten nur fünf Mann: Monsieur Dubevant, ein Weinreisender aus Bordeaux, ein sehr unterhaltender junger Mann, dessen Dolmetsch Mohamed, ein arabischer Jude, ferner meine Wenigkeit, sowie der mir zugehörnde Interpret, der brave Saleh Amon, und schließlich Kombodja Esard, der pfiffigste Mozabite zwischen dem 28. Breitengrade und dem nördlichen Wendekreise. Dieser ganz verschmitzte Hallunke, der sich mit besonderer Freundschaft an Mohamed anschickte, vielleicht wegen seiner Stammesgemeinschaft

mit diesem, — die Mozabiten leiten ihren Ursprung von den durch Josua nach Afrika vertriebenen kanaanitischen Moabitern ab, — hatte uns in der Oase El Kantra die nöthigen Reitpferde zur Weiterreise gegen ein horrendes Pachtgeld verschafft und sich erboten, uns bis zu dem Oasen-Complex des Ziban zu begleiten, um von dort aus mit seinen miserablen Gäulen den Rückweg anzutreten. Der Mensch war nicht uninteressant; seine Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, die kleinen Geschichten, Sagen und Mythen, die er uns während des Mittes in leidlich gutem Französisch erzählte, entbehrten sogar eines gewissen poetischen Reizes nicht.

Die letzte Aniedlung, eine Farm elsäjjischer Kolonisten, lag schon Stunden weit hinter uns. Von einer Straße war auf dem steinigem, mit leichtem, braungelbem Flugsand überwehten Boden nichts mehr zu spüren, aber unsere kundigen Führer kannten den Weg querselbein nicht minder genau, als die Karawanen, die zur Herbst- und Lenzeszeit die Steppe beleben. Es war heiß geworden. Die Luft stimmerte, und in glänzender Bläue umspannte der Himmel den Horizont. Weitans, in fast ununterbrochener Ebene dehnte das Flachland sich aus. Nur geradeaus vor uns erhoben sich die scharf umsäumten Hügelketten des Djebel Ateuf, dessen zackige Felsspitzen und Blockhaufen den letzten riesigen Wall zwischen der Vorsteppe und der Wüste bilden.

„Das war früher einmal ein gefährliches Territorium,“ sagte der Mozabite, seinen Burmus zurückschlagend und mit der braunen, sehnigen Hand nach dem sich in grotesker Formation vom Firmamente abhebenden Gebirgskamm deutend. „In den Thälern rings um die Paszhöhe wimmelte es von Buschkleppern, und selten stieg ein Reijender, der sich nicht von Batna aus eine Escorte Spahis mit auf den Weg genommen, ungerührt zur Wüste hinab. Namentlich zur Zeit des Schawi-Aufstandes, 1870, ging's drüben auf der Höhe von Sia blutig her. Im Hohlwege, der vom Pasgange abwärts führt, bleichten die Knochen der Erschlagenen, und die Geier brauchten nicht für ihre Beute zu sorgen. Auch heute,“ — und die Stimme des Sprechenden dämpfte sich, während auf sein hageres Bronze-Gesicht, in dem die Augen wie



Altitalienischer Page. Von A. Tobias. — Siehe Seite 5.

schwarze Edelsteine stürzten, ein eigentümlicher Ausdruck trat, — „auch heute ist's noch nicht sicher im Hohlwege von Esä! Freilich, von Räubern und vom Lumpengefindel der Urädi und von den Bürgern des Djenaly's-Stammes hört man nur noch selten einmal erzählen, aber“ — und wieder flog jener seltsame Ausdruck, ein heimliches Lauern, mit stark markirter Furcht gepaart, über die spitzen Züge Esä's, — „aber die Gespenster, — oh, oh, Messieurs, die Gespenster, die treiben ihr Unwesen ärger, als jemals in den Thälern des Djebel Ateuf! Man sieht sie meist nicht, diese Wüstengespenster, aber man spürt ihren Odem, und der wirkt immer tödtlich auf Mensch und auf Vieh. Manchmal erst spät, erst nach Jahren . . . Ah, Messieurs, ich sehe, Sie lachen, Sie glauben mir nicht, und doch . . . Allah mit uns, schauen Sie dort hinauf, — was ist das?“

Der redselige Mozabite verstummte plötzlich, und von Neuem wies seine Hand, deren Oberfläche eine kunstreiche Tätowirung in lichtblauen Arabesken zierete, nach der Höhe. Ueber dem Geschwäh Esä's hatte ich veräumt, auf die sich verändernde Landschaft um uns Obacht zu geben. Die Steppe lag hinter uns, der Boden stieg an. Rechts und links thürmte sich Felsgeröll auf, — wir schauten in eine Steinwüste von gigantischer Grobheit hinein. Nacht und Lahl erhoben sich die Steinfolse aus sandiger Ebene; nur braunrothes Moos umspann sie in der Tiefe der Schluchten, und von ihnen wie von einer Riesenhaut zerfetzten und zerrissenen Hängen prallte das Sonnen- gold ab. Uebermenschlich phantastischen Gestalten gleich, bauten die Felsen sich auf, hier eine gähnende Klamm, dort einen gewaltigen Kessel bildend, über dessen dämmererfüllter Sohle mit raschem Flügelschlage ein Geier zog.

Da, wo der Weg, der hier erst wieder zu Tage trat, sich bog, erhob sich ein mächtiger Keel. Wie ein Thurm strebte er zum Himmel auf; das Gestein schimmerte röthlich und war von glasig grünen Adern durchfurcht, wie ein Biegelbau, in dessen Ninnen sommerliches Moos wuchert. Auf diesen Felsenkegel wies die ausgestreckte Hand des Mozabiten. Mein Pferd bäumte leicht auf, denn unwillkürlich zerrte ich am Zügel, als ich hoch oben auf der Spitze des Felsens eine menschliche Gestalt stehen sah. Es war ein Mensch von gewaltiger Körpergröße, — oder schien dies nur so im flimmernden Mittagschein? Er hatte die Arme in Kreuzesform ausgestreckt, — ein klein wenig gen Himmel erhoben, sodas sie verlorzte Schatten auf die Felswand warfen. Ein schwarzes Gewand umflatterte ihn bis zu den Füßen, und über das Hinterhaupt war eine Kapuze gezogen. Er wendete uns das Gesicht zu; ich konnte scharf ausgeprägte Züge erkennen, von dunklem Braun übergoßen. Ein schwarzer Bart umfloss Wangen und Kinn.

Esäid begann seine Gespenstergeschichten von Neuem, und die beiden Dolmetscher unterstützten ihn wacker in dieser fabulirenden Thätigkeit. Alle Drei schienen in der seltsamen Erscheinung auf der Felsklippe wenn auch nicht gerade etwas Ueberraturliches, so doch eine böse Vorbedeutung zu erblicken. Uns Beide aber, Dubevant und mich, gelüstete es, den abergläubischen Vermuthungen unserer Führer zum Trost, das eigenartige menschliche Warnungssignal dort droben etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Wir umritten den Felsen, ließen dann unsere Pferde bei Saled und Rohamed zurück und stiegen, allein in Begleitung des eifernden Mozabiten, den steilen Berg- hang hinauf. Der Mann stand noch immer auf derselben Stelle. Als er unsere nahenden Schritte hörte, wandte er sich langsam um, ließ die Arme sinken und den dunklen Blick forschend über unsere Gestalten schweifen. Esäid, dem der Muth gewachsen zu sein schien, nachdem er erkannt hatte, das „Wüstengespenst“ ein Geschöpf von Fleisch und Blut, rief ihm sein Salem zu, das mit ernster, monoton klingender Stimme beantwortet wurde.

„Sucht Ihr mich? Was wollt Ihr von mir?“ fuhr der wunderliche Felsheilige nach einer kurzen Begrüßung im Dialect der Ziban-Beduinen fort.

„Wir suchten Dich wohl,“ gab Esäid zur Antwort, „doch nur, weil Deine ganze Erscheinung den beiden fränkischen Herren, die ich bei mir führe, Interesse einflößte. Wir wollen nichts von Dir, Dich höchstens fragen, welche seltsamer Zufall Dich gerade zur Mittagszeit, wo die Dschins des Djebel Ateuf ihre tollsten Streiche verüben, einsam an diesen verrufenen Ort geführt hat?“

Der Andere schüttelte das Haupt, von dem die Kapuze herabgefallen war, und das sich nun, von wirren, schwarzen Haaren umwogt, frei auf schnigem Halse erhob. „Ich fürchte den bösesten Dschin nicht,“ erwiderte er, „denn immer ist Allah um mich, Hast Du noch nie von Ali ben N'ila gehört?“

„Das bist Du . . .!“ Etwas wie heilige Ehrfurcht tönte aus dieser rasch hervorgestohlenen Frage heraus. Und sich hastig an uns zurückwendend, flüsterte Esäid

uns zu: „Der Mann ist eine Merkwürdigkeit, Messieurs. Er gehört dem Stamme der Schäwi an, wurde aber von seinen eigenen Genossen, weil er sich nicht an dem letzten großen Aufstande im Arrondissement Batna theilnehmen wollte, verstoßen. Seine Stammesbrüder überfielen seinen Duar und mordeten sein Weib und zwei Söhne, — er selbst stoh mit seiner jüngsten Tochter in diese Einöde, die er seither, trotzdem längst Alles friedlich im Lande, nicht mehr verlassen hat. Er gilt für einen Geisterbann, und es mag etwas Wahres daran sein, denn er zeichnet sich durch große Frömmigkeit aus. Es ist eine Fügung, das wir ihn heute gesehen, — er zeigt sich sonst selten, und auch ich, der ich doch häufig diese Strecken bereise, begegne ihm zum ersten Male.“

Der Einsiedler interessirte uns natürlich nun noch mehr denn zuvor. Wir richteten einige Fragen an ihn, die Esäid verdolmetschen mußte. Ali gab in ruhigem, gemessenem Tone Antwort. Er erzählte uns, das er bereits seit mehr als zehn Jahren eine Felsenhöhle unweit des Passes von Esä bewohne, und er erklärte sich gern bereit, uns dieselbe zu zeigen, wenn wir ihm folgen wollten.

Monsieur Dubevant war Feuer und Flamme dafür; der alte Mosklim machte auf den Weinreisenden den Eindruck eines heiligen Antonius, — er witterte irgend ein kleines Abenteuer hinter der Persönlichkeit des Anachoreten. So machten wir uns auf den Weg. Diesmal ging es bergab, aber das Hinabrutschen von der Höhe des Felsens war nicht mühseloser, als das Emporklimmen. Glücklicherweise lag das Logis unseres Heiligen nicht allzu weit. Von der steinigen Sohle einer schmalen Thalsfurchte aus wandten wir uns wieder aufwärts, den Hang hinan. Doch nicht weit; ein kleiner Kessel öffnete sich plötzlich vor uns, den mächtige Felsblöcke in chaotischem Wirrwarr füllten. Die Nordostseite des Kessels zeigte steile Wände, die sich an einer Stelle tief einbuchteten. Hierher führte uns Ali N'ila; wir standen vor dem Eingang seiner Höhle.

Ein schmaler und so niedriger Gang, das wir uns bücken mußten, als wir ihn durchschritten, führte in einen hochgewölbten unterirdischen Raum, in dessen Mitte ein Feuer flackerte. Vor demselben kauerte ein junges Mädchen. Ein langhaariges Ziegenfell war die einzige Bekleidung der Dirne; es war über der rechten Schulter zusammengesestelt und fiel über die Hüften bis auf die Schenkel herab. Die Dirne war noch ein halbes Kind, aber sie versprach schön zu werden. Der Schnitt des Gesichtes war rein und ebenmäßig, das melancholisch blickende Auge von glänzendem Schwarz, wie das lange aufgelöste Haar, das in dunklen Wellen über die Schultern stoh.

Bei unserem Eintritt erhob sich die Kleine, ohne Verwunderung oder Erstaunen zu zeigen, stillschweigend. „Siräda, meine Tochter,“ sagte Ali, während Monsieur Dubevant sein Binocle auf die Nase setzte und mir zuraunte: „Alle Wetter, das ist ja ein allerliebster Käfer!“

Siräda war, die zudringlichen Blicke des Vordelejen kaum beachtend, bescheiden zur Seite getreten; ich selbst beschäftigte mich indessen damit, das Innere der Höhle ein wenig näher in Augenschein zu nehmen. Die Ausstattung war ganz „anachoretisch“ primitiv; von Stühlen und Tischen sah man nichts, nur ein paar Matten aus Palmendast im Hintergrunde, hie und da ein irdenes Gefäß, einen Thonkrug und — ja, was war das? Neben einem vorspringenden Felsblock war allerhand merkwürdiges altes Gerümpel in buntem Durcheinander aufgehäuft. Das culturhistorische Interesse regte sich in mir beim Anblick dieser theilweise recht seltsamen Gegenstände, und so bückte ich mich denn nach ihnen. Das erste Stück, das mir in die Hand kam, war eine kleine metallene Figur, mit Schmutz und Patina überzogen, — das zweite eine niedere thönerne Lampe von antiker Form, — das dritte ein verrosteter Gegenstand aus Eisen, eine Hand mit einer Kugel darstellend, zweifellos ein Thürklopfer aus altrömischer Zeit. Eine fiebernde Unruhe bemächtigte sich meiner, als ich diese Sachen am Feuer etwas näher geprüft hatte.

„Wo hast Du das her, mein Vater?“ fragte ich Ali, meine ganzen arabischen Vocabeln zusammenframend, und deutete auf die Alterthümer neben dem Felsblock.

„O Herr, das ist gesundes Gut,“ gab der Einsiedler zur Antwort und erhob, wie zur Abwehr, die knochigen Hände, „werthloses Zeug, das keinem Menschen mehr nützen kann! Auf meinen Streifereien durch die Berge habe ich all das gesammelt, manch Stück davon auch in dieser Höhle gefunden und hier zusammengetragen; ich hörte einmal, das man in Lambessa eine Anstalt gegründet habe, wo man die Alterthümer des Landes aufzubewahren pflege, und dorthin wollte ich gelegentlich meine Funde bringen. Aber es hat mir bisher widerstrebt, die Gegend wieder zu betreten, wo Allah mich vor dreizehn Jahren so hart geprüft. Gefällt Dir's, Herr, so schau Dir die Sachen an; Du wirst auch Münzen unter dem alten Gerümpel finden.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Die Schätze des Einsiedlers wurden an das Feuer geschleppt, und nun begann ich, während Monsieur Dubevant unter Beihilfe Esäids eine Unterhaltung mit Siräda anknüpfte, mit vor Aufregung zitternden Fingern in den Alterthümern Ali's herumzuwühlen. Ich verstehe wenig von der Archäologie und den ihr verwandten Wissenschaften, — auf den ersten Blick aber erkannte ich, das die vor mir liegenden Funde nicht ohne antiquarischen Werth waren. Es galt dies besonders von den Silbermünzen, von denen mir zwei, eine mit dem deutlich erkennbaren lorbeerbeschnittenen Kopf eines Imperators, die andere mit dem Brustbild eines geharnischten Römers, namentlich auffielen. Ich suchte mir etwa ein Duzend Münzen und von den übrigen Gegenständen die interessantesten und am besten erhaltenen heraus, legte sie bei Seite und rief dann Ali heran.

„Sieh her, mein Vater,“ sagte ich zu ihm; „ich liebe derartige alte Funde und sammle sie zu meinem Privatvergnügen gern. Willst Du mir diesen Theil Deiner kleinen Schätze überlassen, so nenne mir die Summe, die ich dafür zahlen soll.“

„Ich brauche kein Geld, o Herr,“ erwiderte Ali würdevoll mit einem langsamen Schütteln des Hauptes. „Ich habe keinerlei Bedürfnisse, und was mir an Nahrungsmitteln noth thut, das bringt mir allwöchentlich ein alter Hirt, der drüben im Thale seine Ziegen zur Weide treibt. Doch höre, welche glücklichen Gedanken mir ein guter Geist bei Deinem Anerbieten eingegeben hat! Meine Tochter zählt fünfzehn Jahre; im nächsten Herbst will ich sie, wie es die Sitte meines Stammes verlangt, in die Dajen schicken, damit sie dort auf den Märkten tanze, um sich Geld zu verdienen und dann einem rechtlichen Manne als Ehefrau in seinen Duar zu folgen, denn Siräda soll fürderhin nicht die traurige Einsamkeit ihres Vaters theilen. Sieh ihr zweihundert Piaster in fränkischem Golde als Zuschlag für ihre Hochzeitsgabe, — dann mögen die ausgewählten Alterthümer Dein sein.“

Ich glaube, das ich ein etwas verdutztes Gesicht bei diesen Worten machte; ich hatte gemeint, billiger fortzukommen. Einen Moment zögerte ich. Esäid Kambodja mochte dies bemerken, denn er trat plötzlich an meine Seite und flüsterte mir in's Ohr: „Greifen Sie zu, Monsieur, eine derartige günstige Gelegenheit dürfte sich Ihnen nicht oft bieten. Hier haben Sie echte Waare, und in den Antiquitäten-Bazars von Algier und Constantine finden Sie solche nicht.“

Der Mozabite hatte nicht Unrecht. Ich griff in meine Geldtasche und zählte Ali die ausbedungenen zweihundert Francs in Gold in die Hand. Er kreuzte die Arme über der Brust, dankte mir mit dem Wunsche, das Allah meinen Schatten möge lang werden lassen, und rief dann Siräda herbei.

Das Mädchen sprang heran, warf sich mir zu Füßen, küßte meine Kleider und geberdete sich wie unsinnig vor Freude, nachdem ihr Vater ihr von meinem „Geschenk“ Mittheilung gemacht hatte. Ich wehrte der überschwenglichen Dankbarkeit, so weit ich es vermochte, packte dann meine Kaufobjecte zusammen und rüstete zum Aufbruch.

Drei Monate später saß ich, auf der Rückfahrt nach Europa begriffen, in meinem Hotel zu Algier. Ich hatte im Gasthose einen Berliner Bekannten, Professor E., wiedergefunden, einen Freund des verstorbenen Orientalisten Baron Malsan und, wie dieser, ein sehr tüchtiger Archäologe. E. kam direct von Tunis, hatte sich in Carthago mit der Entzifferung einiger neu entdeckter phöniciischer Totivtafeln beschäftigt und stand im Begriffe, über Oran nach Spanien zu reisen. Ich konnte nicht unterlassen, ihm die kleinen antiquarischen Schätze zu zeigen, die ich von dem „Wüstengespenst“ des Djebel Ateuf erworben hatte, und bat ihn um sein Urtheil über den Werth der Sachen. Der Professor sah sich die Gegenstände mit großer Aufmerksamkeit an und schüttelte dann bedächtig den Kopf.

„Seltsame Dinge,“ meinte er, seine Brille tiefer auf die Nase schiebend. „Sie mögen echt sein, — ich kann das im Moment nicht so genau beurtheilen, — aber offen gestanden, mein Lieber, fast glaube ich, Sie sind das Opfer einer Mystification geworden!“

Ich fuhr in die Höhe. „Das ist kaum möglich, Professor,“ gab ich etwas gereizt zurück. „Es war ein reiner Zufall, das ich mit dem merkwürdigen Kerl auf der Passhöhe von Esä zusammentraf und in seine Höhle geführt wurde! Täuschen Sie Sich nicht selbst?“

E. zog die Schultern hoch. „Wie gesagt, die Zeit ist zu kurz bemessen, um ein endgültiges Urtheil fällen zu können, — ich habe weder Aetze noch Probirstein zur Hand, — aber gerade die Münzen machen einen ganz absonderlichen Eindruck.“

„Gerade die Münzen?“ — Ich wurde immer erregter. „Haben Sie dieselben genau betrachtet? Ist dieser Imperator-Kopf nicht der des Augustus? Ist dieses Silberstück mit dem Brustbilde eines römischen Legionärs nicht eine jener Denkmünzen, die dem Flavius

Maximus zu Ehren geschlagen wurden, dem tapferen Anführer jener berühmten zweiten Legion, die zur Augusteischen Zeit in Lambessa ihr Standquartier hatte? Ich meine, die deutlich erkennbaren Buchstaben FLAV. MAXIM. weisen darauf hin."

"Aber diese Buchstaben sind zum Theil abjolut nicht römisch. Ein F und ein M, wie die hier dargestellten, kannte man gar nicht. Auch der Vorbeerfranz auf dem Haupte des Augustus kommt mir verdächtig vor, und diese Lampe hat eine so intensiv grüne Farbe, daß, — nun, ich wiederhole, das sind eben nur Vermuthungen, denn Positives über die Echtheit der Gegenstände kann ich nicht sagen. Ich glaube ja auch nicht, daß Ihr braves Wüstengepenst Sie hat absichtlich täuschen wollen; aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es nirgends so viele Fälschate, so viele Nachahmungen von Antiquitäten giebt, wie gerade in Algerien."

Stillschweigend packte ich meine Siebensachen wieder ein. Hätte ich den ganzen Kram in einem Bazar erstanden, dann würde ich mich ohne Weiteres der Ansicht E's zugeneigt haben. Aber wie sollte Ali W'ila zu Fälschungen gekommen sein! —

In einem herrlichen Junimorgen reiste ich mit dem Dampfer „Oran" nach Marseille zurück. Das Meer schimmerte im Frühroth wie ein ausgebreiteter Purpurmantel, und die kleinen, weißen Gischtköpfe der Wellen nahmen sich aus wie Hermelinbesatz. Fernhin entschwand allgemach die zauberische Bucht von Algier unseren Blicken; hin und wieder tauchte noch, vom Glanze der aufgehenden Sonne voll getroffen, ein weißes Haus aus blauen Nebeldünsten auf, dann zerrann Alles im Aether wie eine Phantasmagorie.

Ich hatte es mir auf dem Deck bequem gemacht und blätterte in den Zeitungen umher, die mir noch im Augenblicke der Abfahrt von einem Journalverkäufer angehängt worden waren. Unter ihnen befand sich auch ein kleines algerisches Klatschblatt, „Le petit Algérien" oder ähnlich betitelt, — und in diesem las ich zu meinem Entsetzen einen Artikel, der mich sonst recht lebensheiteren Optimisten für fünfviertel Stunden in einen verbissenen Pessimisten und Menschenverächter verwandelte. Verjagter Artikel lautete nämlich also:

„Im Departement Batna ist man vor Kurzem einem ganz raffinierten Schwindel auf die Spur gekommen, dessen Aufdeckung möglichste Verbreitung verdient. In Batna selbst, ferner in El Kantra und Biskra, sowie vermuthlich auch in anderen größeren Oasen des Ziban hat sich seit einiger Zeit eine gut organisirte Bande von Fälschern niedergelassen, die es sich zur Aufgabe machte, unechte Antiquitäten und werthlose Nachahmungen als echte Waare an Touristen und Einheimische zu verschachern. Die Bande bestand nur aus Kabylen, Negeren und Mozabiten, — Gottlob hat kein Franzose seine Hand im Spiele gehabt. Der Hauptstich der Gesellschaft scheint in Batna gewesen zu sein, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß sie selbst in Constantine Anhänger zählte; zu ihren thätigsten und eifrigsten Mitgliedern gehörte jedenfalls ein in Constantine ansässiger Eingeborener. Mit welcher ausgesuchten Raffinement diese Bande zu Werke ging, um ihren Schund an den Mann zu bringen, davon nur ein Beispiel. Verschiedene Reisende, die vom Foum-es-Sahara aus nach dem Ziban zogen, wurden in den letzten Monaten auf der Pashöhe des Djebel Ateuf häufig von einem originellen Bettler belästigt, der daselbst Station gemacht zu haben schien. Der närrische Geselle pflegte durch sein auffallendes Gebahren gewöhnlich das Interesse der Reisenden zu erregen, denen er die höchst phantastische Geschichte seines Lebens und Leidens zu erzählen nie versagte. Daran schloß sich meist eine Schilderung der Höhle, die er in einem Quertale des Passes von Sja bewohnte, und die er als Merkwürdigkeit zu zeigen sich erbot. Folgte man ihm, so wurde man auf allerhand Schleichwegen in eine Grotte geführt, in der es denn in der That auch des Interessanten genug gab. Zunächst die Tochter des Herrn Einsiedlers, — ein allerliebstees Lockvögelnchen, dann das Interieur der Höhle und schließlich eine Sammlung von Alterthümern, die der brave Anachoret da und dort gefunden haben wollte. Wer wittert in der Höhle eines bettelnden Einsiedlers nachgemachte Antiquitäten? Kein Mensch! Und so kaufte denn Jeglicher dem armen alten Ali für gutes Geld ein „alt-römisches" Thonlämpchen, das vielleicht erst vor vierzehn Tagen auf dem Markte erstanden worden war, eine „numidische" Silbermünze aus Bleiguß und andere Prachtstücke mehr ab. Nur einmal ging es dem braven Ali schlecht, recht schlecht, — und das sollte sein Ende sein. Reiste da kürzlich Mr. Guéron, der Director der Academie d'Hippone, über den Djebel Ateuf und sah sich gleich Anderen veranlaßt, die Höhle des Einsiedlers in Augenschein zu nehmen. Das reichhaltige Lager, das der gute Ali aufgestapelt, erregte den Verdacht des Archäologen; er forschte nach, fuhr den seltsamen Einsiedler hart an, drohte mit dem Zellengefängniß — und siehe da: Ali wurde weich, stürzte Guéron zu Füßen und gestand offenherzig, daß ein mozabitischer Handels-

mann aus El Kantra, Kombodja Sjad mit Namen, ihn zu seinen betrügerischen Manipulationen veranlaßt habe, und daß derselbe Kombodja ihn auch regelmäßig mit neuer gefälschter Waare versehe. Mr. Guéron sprach mit dem Kommandanten von Biskra über die Sache, die Angelegenheit wurde weiter verfolgt, und heute sitzt eine zahlreiche Gesellschaft, des Betruges angeklagt und ihres Urtheilspruches harrend, hinter Schloß und Riegel. . . ."

Als ich diese Zeilen gelesen, lag ich etwa eine halbe Stunde bewegungslos, starrte in den blauen Himmel hinein und überlegte, wo denn noch Treu und Glauben zu finden sei. Im cultivirten Lande nicht, — und in der Wüste erst recht nicht! O Ali W'ila, — o Sjad Kombodja! In verschwiegener Nacht aber, als der Himmel längst seinen Sternentalar übergehängt und das Meer seinen Purpurmantel mit einem blauschwarzen Fittich vertauscht hatte, öffnete ich leise das Mundfenster meiner Kabine und ließ eine Anzahl dunkler Gegenstände, Stück für Stück, in die rollende See gleiten. Und dann holte ich mein Taschenbuch, in dem ich meine Reise-Ausgaben einzutragen pflegte, hervor und durchstrich die auf einer Seite notirte Bemerkung: „Frcs. 200 für Alterthümer" dick, ganz dick mit Bleistift. Dafür schrieb ich nieder: „Frcs. 200 für den Anblick eines Wüstengepenstes."

Rachdruck verboten.

Die Früchte des Meeres.

Von Hasso Harden.

Die Zeit zu Zeit erscheinen in unseren Journalen bald kleinere, bald größere Artikel, in denen mit gewaltiger Gelehrsamkeit und unter dem Aufwande imponirender statistischer Zahlenreihen der Beweis geführt wird, daß unsere Uebersättigung zweifellos verhungern müssen. „Dereinst wird kommen der Tag," so lieft man wohl schauernd, an dem die Uebersättigung unseres schlechten Erdballs nicht mehr im Verhältnis zu dessen Produktionsfähigkeit steht und der Mensch sich vor die graue Thatsache des Hungers oder der gegenfeitigen, vielleicht bis zum beneidenswerthen Zustande der Antropophagen gesteigerten Vernichtung gestellt sein wird. Nicht angenehme Ausichten, in der That, — Gottlob dürfen wir aber unbeforgt über dieselben zur Tagesordnung übergehen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß eine allzu große Bevölkerung sich in sich selbst sehr bald reguliren würde; ebenso ist es aber auch unzweifelhaft, daß der menschliche Geist noch zahllose Mittel und Wege der Ernährung finden wird, von denen wir heute nichts ahnen. Es ist gewiß, daß bisher nur ein verschwindender Bruchtheil der Erdoberfläche wirklich bis zur höchsten Grenze seiner Productivität angepaßt ist; es ist aber andererseits nach dem Anspruche einer unserer ersten Autoritäten auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß es dereinst gelingt, aus anorganischen Stoffen, vielleicht auf elektrischem Wege, unmittelbar allgemach brauchbare Nahrungsmittel zu gewinnen.

Wir brauchen jedoch unsere Phantasie gar nicht so lähn in weite Fernen schweifen zu lassen; uns Allen müßte eigentlich aus greifbarer Nähe bekannt sein, in wie geringem Maße heute noch, — heute, wo ja schon bei uns nur allzu häufig das Schlagwort von der Uebersättigung ertönt, — ganz gewaltige Produktions-Gebiete ausgenutzt werden; ich denke in erster Linie an jene reichen Gesilde, in denen man „erntet, ohne zu säen," an das Meer.

Die Bedeutung der Fischnahrung ist gerade in Deutschland noch lange nicht genug gewürdigt; im großen Ganzen ist von einzelnen, verhältnißmäßig kleinen Gegenden und von dem wüsten, vielgeliebten und vielverkauften Hering abgesehen, der Fisch ein nur zu seltener Gast in unseren Kochtöpfen, auf unseren Tafeln. Ich gebe gern zu, eine Wendung zum Besseren ist bereits eingetreten, die segensreichen Wirkungen der künstlichen Fischzucht für die Wiederbevölkerung unserer verödeten Ströme und Bäche haben sich hier und dort bereits fühlbar gemacht, und in den größeren Städten ist der Consum von Seefischen, — und auf diesen kommt es hauptsächlich an, — etwas gestiegen. Aber diese Steigerung ist doch nur einem sehr aufmerksamen Beobachter erkennbar, sie ist sehr gering. Thatsächlich entfallen an Fischnahrung auf den Kopf der Bevölkerung täglich in Berlin nur etwa $\frac{1}{100}$, in Wien gar nur $\frac{1}{1000}$ Pfund, während der Londoner ca. $\frac{1}{2}$, der Pariser täglich gar $\frac{1}{2}$ Pfund verzehret. Und doch sind im Fischfleisch nur fünf Procent weniger kraftbildende Bestandtheile enthalten, als im Ochsenfleisch, und durchschnittlich vier Procent mehr, als im Weizbrod!

Wo liegen die Gründe für dieses augenscheinliche Mißverhältniß, das um so merkwürdiger ist, als heute selbst auf den Märkten kleiner, von der Küste ziemlich weit entfernter Orte das Kilogramm guten Seefisches meist um fast die Hälfte billiger zu liefern ist, als Rindfleisch, dem der Herr Schlächter noch dazu die ortsübliche Zugabe an Knochen nie vorenthält?

Man hat die Schuld meist auf nicht genug ausgebildete Verkehrsmittel und auf schlecht organisirte Marktverhältnisse geschoben. Ich will gern zugeben, daß beide Factoren mitsprechen, und daß sie, wie Alles in der Welt, noch recht verbesserungsfähig sind. Der Seefisch-Handel vor Allem ist bei Weitem nicht verzweigt genug, er ist nicht auf den Massen-Abfah hin ausgebildet, und die Detaillisten in mittleren und kleinen Städten, die „so nebenbei" auch einmal in Seefischen ein Geschäft machen, verstehen im Allgemeinen zu wenig von der Waare und ihrer Behandlung. Die Hauptursachen, durch welche sich der erstaunlich geringe Seefisch-Verbrauch in Deutschland erklären läßt, liegen aber meines Erachtens anderswo; sie liegen einmal in dem mangelhaften Betriebe der Fischerei seitens unserer Küsten-Bewohner und zweitens in dem Verhalten der Käufer.

Es ist leider eine unerfreuliche Thatsache, daß die Fischgründe in der Ostsee schwer erschöpft sind und sich nur allmählig, durch sorgfältige Schonung, wie sie ja durch das Gesetz vom Jahre 1874 im Wesentlichen gesichert ist, heben lassen

werden. Unsere Nordsee dagegen, — die wir, beiläufig bemerkt, allein von allen Nationen nicht das deutsche Meer nennen, — besitzt noch immer ein geradezu unbegrenztes Arbeitsfeld; es giebt in ihr thatsächlich Stellen, in denen ein Hektar Meerwasser den hundertfachen Ertrag einer gleich großen Weizenfläche liefert. Die Ausbeute dieser überaus werthvollen Gebiete, die nach dem Urtheil unserer ersten Sachkenner alljährlich den Werth einer halben Milliarde Mark übersteigt, liegt aber heute in erster Linie nicht in deutschen, sondern in ausländischen Händen: englische, holländische, französische, ja sogar amerikanische Fischer-Flotten heimien hier überreiche Ernten ein. Noch immer begnügen sich unsere Fischer — mit geringen Ausnahmen, — mit dem minderen Ertrage der Küstenstriche und überlassen den fremden Buzgälern das ungleich lohnendere Gebiet der Hochsee-Fischerei. Während Jene nämlich nur einzeln oder in schwachen Genossenschaften ihrem schweren Berufe nachgehen, arbeiten die Letzteren in großen, wohl organisirten Gesellschaften, mit bedeutenden Kapitalien und in der vorzüglichsten Ausrüstung. Unsere Fischer fehlen sowohl die großen, seetüchtigen Smaks, Fahrzeuge, welche zwischen fünfzehn und zwanzigtausend Mark kosten, wie die schnellen, eisgefütterten Dampfer, welche Jene auf hoher See den Fang abnehmen und ihn sicher den nächsten Häfen und gutem Abfah zuführen. Es ist in den letzten Jahren allerdings endlich staatlicherseits der deutschen Hochsee-Fischerei eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden, aber es werden sicher noch Jahre vergehen, ehe sich die Wirkung dieser Unterstützung lebhafter fühlbar macht. Borläufig haben wir mit der Thatsache zu rechnen, daß Deutschland durchschnittlich alljährlich für über dreißig Millionen Mark mehr an Meeres-Producten ein-, als ausführt, und nichts ist bezeichnender, als daß wir an unseren langgestreckten Küsten nicht mehr als dreißig Fischer-Großbetriebe mit wenig über dreihundert dabei beschäftigten Personen, und nur zehntausend siebenhundert Kleinbetriebe mit etwa vierzehntausend Fischern besitzen, während Frankreichs Seefischerei vierundachtzigtausend Männern lohnende Beschäftigung gewährt und England gar hundertunzwanzigtausend Fischer zählt. Auch die österreichische Seefischerei krankt an Mißständen, welche den deutschen sehr ähnlich sind; das kleine italienische Städtchen Chioggia erzielt einen Fischer-Ertrag, der denjenigen aller österreichisch-ungarischen Küsten um das Vierfache übersteigt.

Aber die Hauptsache an dem geringen Ertragniß, ja man kann wohl sagen, an dem Darniederliegen unserer Seefischerei scheint mir doch, wie ich schon hervorhob, an dem Verhalten der Käufer zu liegen; eine größere Nachfrage würde die Production schnell erhöhen: Es geht das unsere Hausfrauen an! Für den Deutschen des Binnenlandes ist der Seefisch, rund heraus gesagt, etwas Ungewohntes, er sieht ihn wohl ganz gern gelegentlich auf seinem Tische erscheinen; er betrachtet ihn, wenn er etwa in Gestalt einer gebadenen Seezunge erscheint, als ein stets willkommenes Vorgericht, — ein regelmäßiges Anrecht auf volle Würdigung, wie er es seinem Geschmack und seinem Nährwerth nach verdient, hat ihm die deutsche Küche im Allgemeinen noch nicht eingeräumt; er ist, möchte ich sagen, leider zu sehr Delicatsse geblieben, obwohl sein heutiger Preis ihm sehr wohl volksthümlich zu werden gestattete. Selbst in Berlin, wo die regelmäßigen Auktionen in den Markthallen und zahlreiche renommirte Fisch-Handlungen den billigen Bezug ungemein erleichtern, ist er in den Küchen der breiteren Schichten der Bevölkerung ein seltener Gast geblieben. Ich glaube immer, unsere Hausfrauen trauen dem Seefisch nicht. Er fähigt ihrer Ansicht nach nicht, während sein Nährwerth in Wirklichkeit doch ein ungemein hoher ist und in England, Amerika, Frankreich auch vollkommen anerkannt wird. Ich fürchte aber außerdem, daß die sonst mit Recht so hoch geschätzte deutsche Köchin in Bezug auf die Zubereitung des Seefisches hinter ihren französischen und britischen Colleginnen nicht unwesentlich zurücksteht; sie verfügt vor Allem nicht über die Mannigfaltigkeit der Zubereitung, in welcher die Gaben Neptune's dort auf den Tischen selbst der Armeren erscheinen! Es ist hier noch ein reiches Arbeitsfeld für unsere Kochbuch-Literatur. Der Consumant entscheidet schließlich überall über den Bedarf, wenn der Producent ihm auch wesentlich entgegenkommen kann, und der Händler sich in gewisser Weise sogar sein Publicum erziehen und heranziehen muß, — sollen die Früchte des Meeres wirklich zu einem Volks-Nahrungsmittel werden, so muß die Hausfrau für ihr Theil daran mitarbeiten. Und es wird sie sicher nicht gereuen!

Rachdruck verboten.

Die Veilchen.

Skizze von Albert Leo.

Sie war noch immer eine schöne Frau, und sie stand auf der Höhe ihres künstlerischen Könnens und auf der höchsten Staffel des Ruhmes. Ihre plastische Gestalt, der Adel ihrer Bewegungen, der Ausdruck ihrer Züge und der Zauber ihrer Stimme ließen sie in jeder Rolle Triumphe feiern, die sie auf der Bühne verkörperte. Sie sang Mozart, Verdi und Wagner mit gleicher Vollendung, und ihre Verehrer nannten sie das unverfälschte Genie, das jemals die deutsche Bühne besessen. Außerdem nannte man sie die liebenswürdigste Frau, denn sie nahm jede Huldigung mit einem Lächeln entgegen, das den glücklichen Empfänger wie ein Sonnenstrahl berührte.

Ob sie selbst glücklich war? Man wußte, daß sie in ihrer Jugend verheirathet gewesen, daß diese Ehe nach wenigen Monaten getrennt worden war. Weßhalb? Wenn man den Grund jemals gewußt hatte, so hatte man ihn doch längst vergessen; denn sie war eine große Künstlerin und noch immer eine schöne Frau, aber zwei Jahrzehnte lagen zwischen ihrer Ehe und der Gegenwart. Aber wie sollte sie nicht glücklich sein? Sie lebte ihrer Kunst, sie erwart Schätze, ein Schloß in Steiermark und eine Villa in der Hauptstadt standen zu ihrer Verfügung, und wo sie sich zeigte, herrte ihrer ein Triumph, — das Elend ihrer Ehe, wenn es ein solches gewesen war, mußte längst überwunden sein.

Sie hatte ein Herz, denn sie war wohlthätig. Kein Winter verging, in dem sie nicht ein Concert gab, dessen Kosten sie allein trug und dessen reichen Ertrag sie ungeschmälert den Armen und Bedürftigen zukommen ließ. Inbiscrète Menschen sorgten nach jedem dieser Concerte dafür, daß man in den Zeitungen lesen konnte, wie viel sie für die Armen erjungen hatte. Es war jedes Mal eine stattliche Summe, und es leidet die Sängerin gut, daß sie erröthete, wenn man sie zu



„Da kommt er!“ Von Benjamin Raubier. — Siehe Seite 5.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Gustav Schaner in Berlin.

ihrem großen Erfolge und zu ihrem weichen Herzen beglückwünschte.

Der Concertsaal war wieder bis auf den letzten Platz gefüllt, und die schöne Frau wurde wie immer mit einem tosenden Beifallssturm begrüßt, als sie auf dem Podium erschien.

In der ersten Reihe des Parquets, dem Podium zunächst, saß ein junges Paar. Vielleicht ein Brautpaar, vielleicht auch junge Eheleute, — jedenfalls liebten sie sich.

Das Concert war zu Ende. Die Verehrer der Künstlerin jubelten sie wieder und wieder hervor, Blumen und Lorbeerkränze flogen ihr zu Füßen.

Aus all' den Blumen, die ihr zu Füßen lagen, griff die Sängerin nur nach den armeneligen Weichen.

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Die vornehme Gesellschaft hat sich allmählig wieder in Petersburg eingefunden, um nach längerem Aufenthalt auf den Gütern oder in den französischen Seebädern, — natürlich nicht ohne das geliebte Paris für längere Zeit berührt zu haben.

Nach der Rückkehr aus Kopenhagen, beziehungsweise Berlin, war das Kaiserpaar nur zweimal in der Hauptstadt, zum Geburtstag der Kaiserin und zum Georgen-Ordensfeste.

und der Fürstin Dolgoruki, späteren Fürstin Jurewka spielte, ein Verhältnis, welches er wie seine Gemahlin aus tiefster Seele mißbilligte, nicht mit Unrecht als eine Mätrixerin ersah.

Als er diesmal, wieder am Arme seiner Gattin, durch die Säle des Winter-Palais schritt und die langen Reihen der Georgen-Ordens-Ritter begrüßte, fand man allgemein, daß sein Ausdruck fast noch ernster als gewöhnlich war.

Neben ihrer obengenannten Thätigkeit widmet sich die Kaiserin eingehend der Erziehung ihrer Kinder, überwacht den Unterricht der jüngeren und zeigt sich, im Gegensatz zu dem recht strengen Vater, als eine sehr zärtliche Mutter.

General-Adjutant Tcherewin, der Chef des Hauptquartiers General-Adjutant von Richter, hier und da auch sein Onkel, der Großfürst Michael, oder sein Bruder, der Großfürst Wladimir, die Mitspielenden sind.

General-Adjutant Tcherewin, der Chef des Hauptquartiers General-Adjutant von Richter, hier und da auch sein Onkel, der Großfürst Michael, oder sein Bruder, der Großfürst Wladimir, die Mitspielenden sind.

Während des Aufenthalts in Petersburg ist natürlich das Leben am Hoflager ein weit bewegteres. Das Kaiserpaar ist fast jeden Abend im Theater, — meistens in der Oper, dem russischen Lustspiel, dem Ballet oder dem französischen Theater.

Petersburg, Ende December 1887.

R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Altitalienischer Page. Von A. Tobias. Siehe das Bild, Seite 1. Heine's Gedicht von dem alten König, der jungen Admignin und dem leeren Pagen ist bekannt.

„Da kommt er!“ Von Benjamin Bantier. Siehe das Bild, Seite 4. In dem Gastzimmer des Dorfrusses herrscht ausgelassene Fröhlichkeit.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gefehlich geküßt sind.

Mit dem Schirm und der Portiäre eröffnen wir die angelegentlichsten Darstellungen einiger hochinteressanter Stücker, welche auf der Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin die Bewunderung der Laien wie der Leute von Fach erregten.

Aus der Frauenwelt.

Dresden. — Nach kurzen Krankheitslager verschied hier selbst die Prinzessin Pauline Victoria Anna Wilhelmine zu Schleswig-Holstein in ihrem 88. Lebensjahre. Die Heimgegangene war die Tochter des im Jahre 1841 verstorbenen Prinzen Friedrich Carl Emil von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Paris. — Lebhaftes Theilnahme erweckte hier der kürzlich erfolgte Tod der Frau Boucicault, Besitzerin des bekannten Baaren-Magazins „Au Bon marche“. Die Verdienste, welche in ihren kolossalen Verkaufs-Magazinen ein Heer von Bediensteten beschäftigte, gehörte zu den populärsten Gestalten in Paris. Was ihr zu der großen Volkstümlichkeit verhalf, war nicht bloß ihr leutseliges Wesen, sondern auch ihr menschenfreundlicher Sinn, welcher sich keine Beschränkung auferlegte. Frau Boucicault wandte noch bei ihren Lebzeiten dem Pensionsfonds ihrer Bediensteten fünf Millionen Francs zu, baute in ihrer Vaterstadt ein Waisenhaus und ein Asyl für alte Frauen und bestimmte mehrere Millionen anderen gemeinnützigen Zwecken in ihrer Heimath. Die Eröffnung des Testaments ergab, daß die Verstorbene gegen vierundzwanzig Millionen Francs theils allen bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten in Frankreich, theils den Angestellten des „Bon marche“ hinterlassen hat.

Lüttich. — Eine Studentin der Lütticher Universität, Fräulein Marie Beaufort aus Verviers, welche sich den pharmaceutischen Studien gewidmet und die Prüfung mit Auszeichnung bestanden hat, eröffnete in Lüttich eine Apotheke. Es ist dies der erste Fall in Belgien, daß eine Apotheke von einer Dame geleitet wird.

Brüssel. — Schönheits-Concurrenzen und kein Ende. Kaum daß vor wenigen Monaten ein Wettstreit um den Preis der Schönheit ausgeschrieben und ein solcher auch für den nächsten Sommer in Aussicht gestellt wurde, soll in Brüssel schon in kürzester Zeit wieder eine ähnliche Concurrenz in Scene gesetzt werden. Die schwere Wahl wird diesmal in drei Scrutins getroffen werden. Zuerst wird, um dem Geiste der Zeit zu hulldigen, das allgemeine Wahlrecht in Anwendung gebracht. Jeder Cavalier erhält bei seinem Eintritt in den Saal einen Zettel, auf den er den Namen der Dame schreiben soll, welche er für die schönste hält. Dann wird ein Areopag von beschränkter Mitgliederzahl sein Wort sprechen und neun Schönheiten wählen, die ihm würdig erscheinen, zur letzten Entscheidung zugelassen zu werden. Endlich wird eine aus fünf Herren bestehende Jury die zwei vollkommensten Schönheiten bezeichnen. Der erste Preis, der grand prix von Brüssel, wird der ästhetischen Schönheit, die sich durch Reinheit der Linien auszeichnet, zuerkannt werden. Den zweiten Preis dagegen erhält die Schönheit, welche durch pikante Grazie bezaubert. Diese beiden Damen erhalten als Preis ihr Portrait, von zwei der besten Künstler gemalt; die sieben anderen vom Areopag bezeichneten Damen bekommen ein kleines Andenken von künstlerischem Werth.

Petersburg. — Die Damen der russischen Gesellschaft werden der Jarin für den Antheil, den diese an der Hebung der Handarbeiten in Rußland nimmt, in einer sinnigen Weise den Dank ausdrücken. Man hat nämlich für die hohe Frau eine Nähmaschine bestellt, deren Kostenpreis durch eine Sammlung aufgebracht worden ist. Die Maschine ist völlig aus Silber hergestellt und mit Goldbleichen versehen. Das Ganze ist reich gravirt, und den Tisch schmücken an seiner oberen Platte kostbare Edelsteine. Der Deckel des Kästchens, in dem sich die eigentliche Maschine befindet, hat die Form der russischen Kaiserkrone; sämtliche Näh-Geräthe, der Delbehälter, der Schlüssel u. s. w., sind reich mit Juwelen besetzt. Der Kaiserin, welche selbst im Maschine-Nähen sehr geübt ist, da sie in ihrer dänischen Heimath zu Handarbeiten stets angehalten worden, dürfte das schöne Geschenk große Freude bereiten.

Calcutta. — Ueber den Geschmack der Frauen verschiedener Völker machte ein indisches Blatt jüngst folgende Bemerkung: Die Französinnen lieben an ihren Gatten eine freie Stirn und ein lachendes Gesicht; die Deutschen verlangen vor Allem, daß der Mann seinem gegebenen Worte treu bleibe; die Holländerinnen bevorzugen friedliebende Männer, die nicht zum Streit neigen und ganz besonders solche, die sich nicht schlagen; die Spanierinnen wollen einen Mann, der ihre Ansprüche stolz zu verteidigen und sie zu rächen versteht; die Italienerinnen lieben solche Männer, die sich nur mit Nachdenken und Phantasien befassen; die Rus-

sinnen schätzen nur diejenigen unter ihren Landsleuten, welche die westlichen Völker für Wilde zu halten geneigt sind; die Däninnen lieben nur jene, welche im Lande bleiben und Reisen verabschauen; die Engländerinnen wollen nur Gentlemen, die mit gekrümmten Häuptern umgehen und deren Gunst zu erwerben wissen; die Amerikanerinnen aber würden jeden heirathen, ohne sich um seinen Rang oder seine gesellschaftliche Stellung zu kümmern, und wäre er auch buhlig, lahm, taub oder blind, — vorausgesetzt nur, daß er reich ist.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Als Herold der nahen Ball-Saison erscheinen Blumen in Sträußen, Guirlanden und hängenden Zweigen, von Schleifen der neuen, reizvollen Bänder zusammengehalten. Mögen unsere Schönen dieser poetischen Zier vor Vögeln und Federn den Vorzug geben und haar und Gewänder umso reicher damit schmücken, als es zugleich gilt, der in Deutschland augenblicklich darniederliegenden Blumen-Branche zu Hülfe zu kommen.

Wien. — Die überaus practische Mode, ein Straßens-Kostüm durch verschiedene Taillen aus anderen Stoffarten verschiedenartig zu verwerthen, findet immer größere Anerkennung. Wie vielerlei Variationen verträgt nicht ein Tuch-Kostüm! Wie gut stimmt zu einem schwarzen Tuchrock eine rothe, mit matter, spitzenfeiner, schwarzer Passementerie überzogene Tasset-Taille, an deren Rändern überall Astrachanstreifen vortreten. Wer wird auch den relativen Vortheil verkennen, der einem bereits vielfach benützten Seidenrock daraus erwächst, durch eine neue Sammet-Taille aufgefrischt und mode-, salon- und theatergerecht gemacht werden zu können.

Eine Neuheit, auf welche die Saison sich viel zu Gute thut, ist der Pelzhut ohne Bindebund, mit Mimosen und Rosen garnirt, zu denen sich Kagevogel-Flügel gesellen. Hübsche Refultate werden an elfenbeinfarbenen Sammet-Capoten durch die Zusammenstellung von Goldspitze und Frauenfedern erreicht; gezeigte Sammet- und Seiden-Capoten erhalten dicke Ephraukronen, an denen keine langgeschwänzte Phantasie-Vögelchen emporstehen.

Paris. — Man macht sich keine Vorstellung von der Anzahl der sogenannten neuen Hüte, welche seit einem Monate aufgetaucht sind. Die Wahl unter denselben muß schnell getroffen werden, denn die Mehrzahl dieser Neuheiten wird ebenso rasch, wie sie erschienen, auch wieder verschwinden. Das Charakteristische der runden Hüte ist die gerade Krempe, der niedrige Kopf und die lehteren fast in ihrer ganzen Höhe überragende Garnitur. Gerade Krempen sind indessen nicht allen Gesichtern günstig, und gewisse geschwungene Formen dürften entschieden leidamer sein. Mehr als je stimmen die Hüte mit der Farbe des Strahlenkostüms, selbst mit dessen feinsten Nuancen überein, sodas ein abynthgrünes Kleid auch einen solchen Hut erfordert. Als Neuheit sind schräge Garnituren auf hellem Filz zu verzeichnen. Jenen abynthgrünen Hut würde man z. B. mit schwarzem Sammet füttern und mit einer Anzahl schwarzer Flugfedern in einer vollen Schleife aus grün und weiß glänzender Diamant-Gaze garniren.

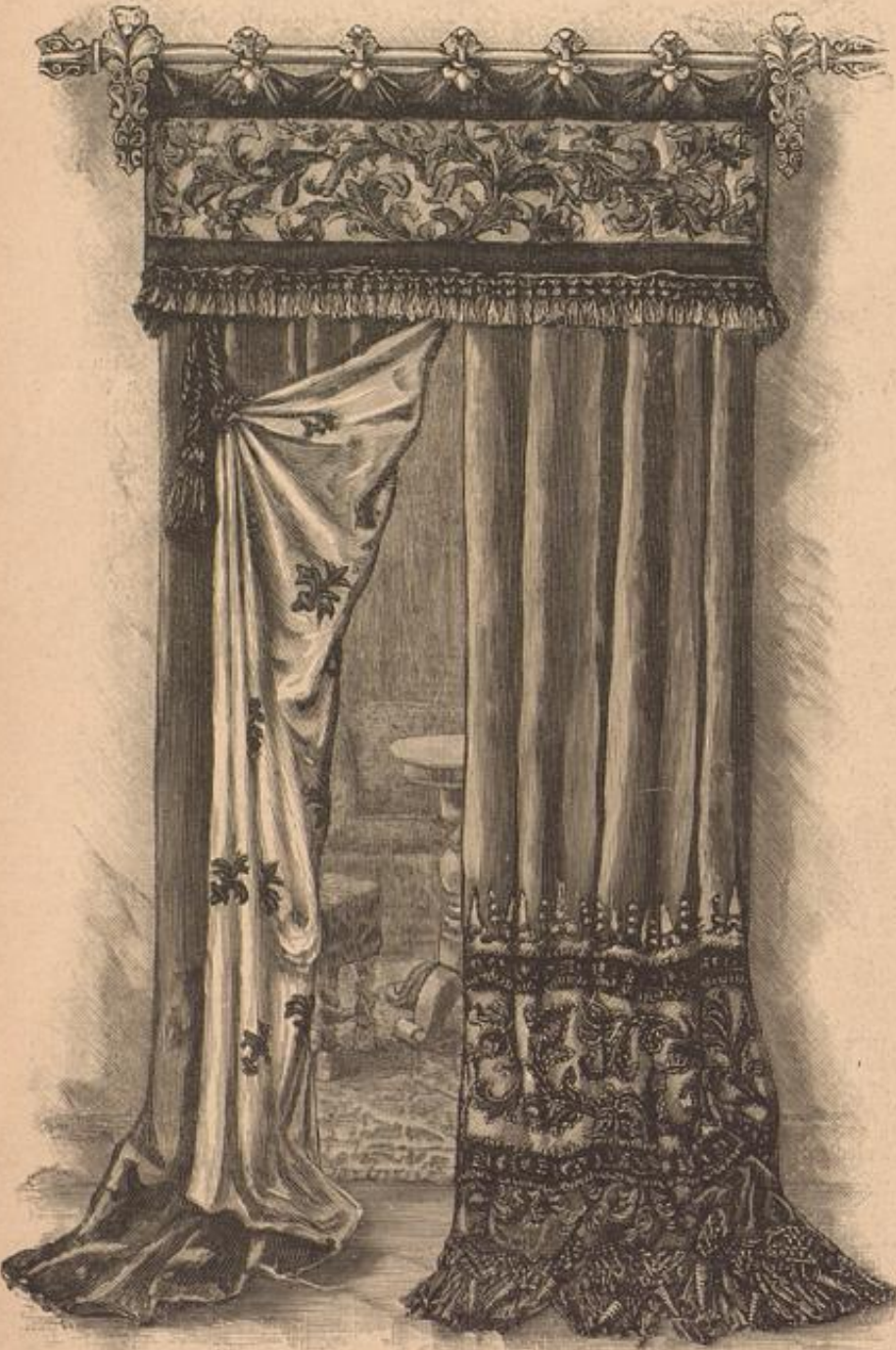
So lange die niedrige Haartracht sich nicht entschieden Bahn gebrochen, giebt es für die veränderungsliebende Jugend immer noch Neuheiten in hohen Frisuren zu verzeichnen. Die neueste dieser Art, zu deren Herstellung besonders Geschick erforderlich ist, bringt einen schön geformten Kopf zu voller Geltung, indem das ganze Haar von Nacken und Schläfen über der Stirn zusammengenommen und zu einem dreifachen Knoten verschlungen wird. Je isolierter und spitzer dieser Aufbau ist, je mehr entspricht er dem Geiste der Mode. Kurzes, aber starkes Haar eignet sich am besten zu der Frisur, welche Stirn- und Ohrschächeln reizend vervollständigen.

Gestädter Tüll, welcher für Bälle und Gesellschaften bereits angeknüpft wurde, und den man zu diesem Zwecke in den reizendsten Combinationen herstellt, soll auch zu eleganten Visiten- und Promenaden-Toiletten Anwendung finden. Das dargestellte Kostüm besteht aus Taille und Blüsch von lichthem Moos- und Eichenlaubgrün und ist mit gestädtem Tüll der helleren Nuance bebrüht. Ueber dem Tüll-Chemiset kreuzen sich grüne Krepshawls, welche um die Taille geschlungen werden und bis zum Rocksaum herabfallen. Einfacher und practischer, jedoch nicht minder elegant



pons bereicherte Passementerie-Borte. Zu der vornehmen Pracht der vom Hof-Decorateur Herrn Karl Müller geschmackvoll arrangierten Portiöre trägt in hohem Maße ein goldgrünes Atlasfutter bei, auf welchem an dem zurückgeschlagenen Theil Kleinblumen,

in Belgien, daß eine Apotheke von einer Dame geleitet wird.



die mit der Borte harmonirend ausgeführt sind, sichtbar werden. Eine reiche, die beiden Hauptfarben in sich vereinigende Franze säumt den Kopf der Portiöre und in größerer Breite die lang auf den Boden herabfließenden Shawls.

Holländerinnen bevorzugen friedliebende Männer, die nicht zum Streit neigen und ganz besonders solche, die sich nicht schlagen; die Spanierinnen wollen einen Mann, der ihre Ansprüche stolz zu verteidigen und sie zu rächen versteht; die Italienerinnen lieben solche Männer, die sich nur mit Nachdenken und Phantasien befassen; die Rus-

E. S. C.



ist ein mit dickem, langhaarigen Plüsch und mit Passementerie ausgestattetes Tuchkleid. Die wattirte Taille macht einen Umhang entbehrlich. Der Hut muß mit diesem Kostüm auf's Genaueste übereinstimmen.

Großen Erfolgen geht diesen Winter die Dianen-Taille für Ball-Toiletten entgegen, denn nichts ist im Stande, eine schöne Gestalt so vollkommen zur Geltung zu bringen, als diese aus weichster Seide gearbeitete, der Figur sich eng anschmiegende Form. Die leichte Draperie der linken Vorderseite besteht aus dem Stoffe der Taille; der Spitzenthil, an dessen Stelle auch Gold-, Jet- oder Perlenstickerei treten kann, geht unter dem rechten Arme fort und schräg über den Rücken bis zur linken Schulter hinaus, wo er durch eine Schleife befestigt wird.



Als bedeutende Neuheit kündigt sich eine prächtige Plüsch-Gattung an, aus welcher man gegenwärtig Wintermäntel, entweder in der Form der langen „Lifte“ oder der weitärmeligen Redingote, jedoch immer mit großen offenen Hinterspalten, herstellt. In allen Farben aus den Werkstätten hervorgehend, sind diese Mäntel doch besonders hübsch in einer matten, dem Grünspan ähnlichen Nuance und mit silberglänzenden Chinilla besetzt. Zwei breite Streifen schwarzer Seiden-Passementerie auf altrosa oder altblauer, oder auch mit dem Plüsch oder Pelzbesatz übereinstimmender Unterlage aus Faille, bilden Einfäse an beiden Seiten bis zur Taille hinaus. Futter von der Farbe der Unterlage. Gut im Geschmack des Empire, Federn und Sammet genau den Nuancen des Mantels entsprechend.



Keine Spitze ist heute so fein, keine Seide so zart, als daß sie nicht zu Schirmen für Salon-Lampen verwendet würden, und zwar in einer dem Teint möglichst vorteilhaften Farbe. Die obere Draperie besteht aus Seide in einer dieser Farben und fällt auf einen mit Goldstoff unterlegten Spitzenbort. Auf einem der Draperiebogen befinden sich Initialen in Gold gestickt. Gefällig angebrachte Blumenzweige

geben dem Ganzen einen poetischen Anstrich und machen die so verschleierte Laube zu einem reizenden Zimmer schmuck.

Brauttaillen erhalten gekreuzte Vordertheile aus sich züchtig-bescheiden präsentirenden Krepp-Plisse's und Spitzen-Entredeur.

Für Liebhaber des Sports erdacht sind allerliebste lomische Hunde- und Pferde-Gemebilder mit originellen, naiven Sinn- sprüchen auf türkischblauen oder lachsrothenem Briefpapier.



Die Lust an der Blumen-Decoration ruft beständig neue, sinnige Arrangements hervor. So verzieret man gegenwärtig Zimmerdecken durch schlanke, mit Grün umwundene, hölzerne Säulen, die, je nach der Höhe des Zimmers, 1 1/2 bis 2 Meter messen. Das Gerant geht von einem Blumenkorbe am Fuße der Säule aus und wird oben durch Draht gehalten. Die farbig angestrichene und mit Gold verzierte Säule kann noch durch eine Bronze-Figur bereichert werden.

Berliner Gesellschafts-Toiletten.

Hierzu das untenstehende Bild.

In den Gesellschafts-Toiletten Berlin's macht sich nicht allein ein großer Reichtum, sondern auch die Hineigung zu den Moden vergangener Zeiten geltend. Namentlich ist es die antikisirende Tracht des ersten französischen Kaiserreichs mit ihrer hochgegurten Taille, dem engen, glatten Rode, den bauschigen

Valbärmeln und dem Vodengeträuel mit großer Haarschleife und hohem Kamm, welche den Wagemuth einzelner Damen herausfordert. Dem wirklichen Alterthum ist dagegen nur die römische, mit dreifachen Goldspangen geschmückte Frisur entlehnt. Der beliebteste Haarpuz besteht jedoch aus schmalen, zierlich gebogenen Kämmen, und die Art, wie dieselben einzeln, paarweise oder zu dreien, gleichsam ein Krönchen bildend, gesteckt werden, giebt der Coiffüre ihr besonderes Gepräge. Ihnen entsprechend behauptet sich die hohe Frisur, während ganz junge Mädchen dem Rojartzöpfe tren bleiben oder den Nacken von Voden umspielen lassen. Die Gewänder mit ihren Gold- und Silberstickereien gemahnen an die Pracht des Mittelalters. Neben Sammet und Plüsch, die aus tiefstem Faltendunkel plötzlich zu intensivem Farbenspiele aufleuchten, rauscht und knistert schwere Seide, vor allem der vornehm stolze Noiro, dessen alter Ruhm wieder neu erstanden ist. Wohl in keiner Toilette fehlt dieser wirkungsvolle, häufig von schmalen andersfarbigen Streifen durchzogene Stoff. Besteht das Kleid selbst nicht aus demselben, so fließt er als Schleppe in lichten Wellen über ein Unterleid aus matter Seide hinab, oder bildet Rod-Ginläse und zierlich ausgeschlittene Westen, die, zu farbig und fein gestreifter Seide, von reinstem Weiß und reich mit Gold gestickt sind. Jüngere Damen wählen mit Vorliebe Seide in den blassesten Farben, von denen sich dann ein dunkler, mit Gold- und Silber, Zittern und Perlen gekleideter Plüsch einfaß um so lebhafter abhebt. Wird den älteren Kindern des Hauses gestattet, sich vor den spät erscheinenden Gästen zu präsentiren, so erscheinen sie auf's Reizendste und in nicht minder kostbare Stoffe als die Erwachsenen gekleidet, sodas, wenn man heute in einen Salon der Reichshauptstadt tritt, diese mannigfaltigen, reichen und geschmackvollen Toiletten einen eben so glänzenden wie malerischen Anblick gewähren.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 3. Goldstickerei. — Das der heutigen Nummer beiliegende farbige Blatt bietet die Hälfte eines aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Musterstückes spanischer Herkunft, dessen Original unserer eigenen Sammlung alter künstlerischer Handarbeiten angehört. In der Darstellung, welche die Ausführung der Goldstickerei auf rothem Sammet deutlich erkennen läßt, sind alle durch die Zeit entstandenen Ungleichheiten in Form und Farbe wiedergegeben. Eine Anleitung zur Goldstickerei siehe unter Abb. 84—85 in der Nummer vom 1. April 1883. Erhöht wird die Wirkung der Vorlage durch eine discretere Anwendung von hellblauer Seide, die hier und da als starker, von Ueberfangstichen gehaltener Faden den Contour und in Plattlich ausgeführte Aern, Blättchen, Muschen zc. bildet. Durch Nebeneinanderstellen beider Hälften zum vollen Musterjah



Berliner Gesellschafts-Toiletten.



ergänzt, läßt sich die Vorlage, die wir als Ausschmückung einer Stuhllehne veranschaulichen, unter Anderem auch zu Bordern und Decken verwenden. A. D.



Ueber Tischkarten.

Von Elisabeth Kaselowsky.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich geschäftl. sind.

Ein Luxus, der uns im Laufe der Jahre zu einer lieben Gewohnheit wurde, ist die Tischkarte. Wir geben und bewahren sie als Erinnerung mancher froh verlebten Stunde, und oft, wenn sie uns einmal nach langer Zeit wieder in die Hand kommt, ersticht bei ihrem Anblick vor unserm geistigen Auge das längst verwichene Bild genossener Freuden auf's Neue.



mächtiger Zweig einer reichen, neuen Industrie, ein Erreiter für manchen armen Kunstfänger, der, vor die Frage des Seins oder Nichtseins gestellt, unterliegen zu müssen meinte. Ist war es die in bitterer Roth entworfene „Tischkarte“, die ihm die Mittel bot, seinen Idealen weiter nachzustreben, weiter nach den höchsten Zielen zu ringen.

Was bringt sie einem Leben von uns? Man möchte meinen, das ganze Universum sei ihr unterthan; fast giebt es nichts mehr, was sie nicht reproduzirt hätte! Engel und Teufel, mythologische Götter und allegorische Figuren, alle Typen der Menschengeschlechter, jede Form des Ornamentes, Flora und Fauna sind ihr dienstbar geworden. Wie ist es da möglich, etwas Ausfindig zu machen das noch nicht dagesewesen ist? Dennoch geschieht es, und das Neueste sind farbige Gelatine-Bilder gothischer Kirchenfenster, transparent wie diese; neu ist auch unsere Illustration der kleinen, aufrecht stehenden Karte, auf deren Rand sich ein allerkleinstes, winziges Bögchen, — aus Seide und Ghemille gefertigt, — niederließ. ferner ein Blatt Blütenpapier mit fein gemustertem Grund und einem farbigen Wappenthier, Liebhabern der Heraldik zu empfehlen, und endlich unsere Schluß-Vignette: eine Schale, auf die ein Oer hungeriger, bunt gefiederter Vögel herniederflattert. Uebereinstimmend sind alle diese Karten auch in größerem Format, als Menu verwendbar, in den betreffenden

Geschäften käuflich. Ebenfalls reizend erscheinen die kleinen japanischen Fächer von Papier und Holz zum Zusammenlegen, die mit einem festen Stiel versehen sind, um einen Weichenstrauß daran zu befestigen. Von Künstlerhand entworfen wurde das Titelblatt, das Genre-Bildchen und die drei anderen Karten, von denen zwei, — Originale, — für die Begrüßungsfeier eines Fremdes gezeichnet wurden, der, von der Reise um die Welt heimkehrend, längere Zeit in unseren neuen afrikanischen Colonien gewirkt hatte. Die eine zeigt in humoristischer Auffassung unseren neuen Landsmann, den kleinen Negernaben in tausend Kengsten, die zweite das Schiff, das mit vollem Segel der Heimath zusteuert. Beachtenswerth ist die Randverzierung von Blumen, deren Blätter mit einem scharfen Messer in's Papier geritzt, ein wenig aufgebogen, plastisch hervortreten. Ein unterlegter Schattenton giebt dieser leicht auszuführenden Technik, die wir zur Nachahmung empfehlen, eine hübsche Wirkung.



Ganz besonders freundlich sei zum Schluß noch einer Tischkarte gedacht, die nicht im Handel käuflich und nicht von professionirten Künstlern geschaffen, gar oft unser Goubert zierte, die gezeichnet oder gemalt ein kleines Original verrieth und deren Urheberin, ein Töchterchen des Hauses, auf unsere Frage erröthend gestand, daß sie versucht habe, dem lieben Gaste eine Erinnerung eigener Kunst zu geben. Wer könnte solcher Liebenswürdigkeit gegenüber unempfindlich bleiben? Darum, gern gegeben und gern empfangen, begrüßen wir die Tischkarte mit Freude, in welcher Gestalt sie uns auch entgegentrete.



Wer die Poinsettia oder den mexicanischen Weihnachtsstern zum ersten Male sieht oder nur oberflächlich betrachtet, ist vielleicht geneigt, die schönen Sterne von glänzend rothen Blättern für große, prachtvolle Blumen zu halten; es sind aber nur Bracteen oder Deckblätter, welche gleich einem farbigen Kranz die unscheinbaren Blüten umgeben. Es gewährt einen wundervollen Anblick, wenn sich an einer schönbelaubten Pflanze mehrere solcher leuchtend rothen Sterne befinden, die sich von den hübschen, dunkelgrünen Blättern effectvoll abheben. Die interessante Gattung gehört zur Familie der Wolfsmilch-Gewächse und stammt aus Mexiko. Die härteste und dankbarste Art ist P. pulcherrima, welche im December und Januar zur Blüthe kommt. Gleichfalls hart und wenig empfindlich ist die etwas später blühende P. purpurea. Bei



Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Prachtvolle Farbe beibehalten. — Alle Poinsettien lieben eine Mischung von Heide-, Kalk- und Mistbeet-Erde, der etwas Sand zugefügt wird. Sehr dienlich ist eine Unterlage von kleinen Stücken Holzstohle, sowohl in den Töpfen wie in den Unterfäßen. Man gebe den Pflanzen reichlich Wasser und dann und wann etwas flüssigen Dünger oder eine Messerspitze von Kaumann'schem Düngepulver in die Unterfäße, was wesentlich zu ihrem Gedeihen und zur Erhöhung der Farbenpracht beiträgt. Nach dem Verblühen tritt ein Ruhestand ein, während dessen die Pflanzen kühl gestellt und trocken gehalten werden. Im April schneidet man die Zweige bis auf 2 oder 3 Augen zurück, beginnt wieder mäßig zu gießen und setzt die Pflanzen um, nachdem sie zu treiben begonnen haben. Die abgeschrittenen Zweige können als Stecklinge Verwendung finden. Doch ist die Vermehrung ohne Kosten oder Warmhaus nicht leicht; ebenso gelingt es selten, im Wohnzimmer ein Exemplar wieder zur Blüthe zu bringen. D. Altman.



P. carminata rosea gestalten sich die Bracteen besonders groß und ansehnlich; der Kranz von Hüllblättern erreicht oft einen Durchmesser von 16 Cent.; leider ist die schöne Art etwas weidlich. Prachtig und eigenartig wirkt auch P. pulcherrima plenissima. Die Bezeichnung „gefällt“ gilt hier nicht den Blüten, sondern bezieht sich auf die Deckblätter, welche in sehr reicher Anzahl dicht zusammengedrängt stehen. Im December kommt der äußere Rand der Bracteen zur Entfaltung, während sich die inneren Blätter im Januar erschließen und dann wochenlang ihre

Prachtvolle Farbe beibehalten. — Alle Poinsettien lieben eine Mischung von Heide-, Kalk- und Mistbeet-Erde, der etwas Sand zugefügt wird. Sehr dienlich ist eine Unterlage von kleinen Stücken Holzstohle, sowohl in den Töpfen wie in den Unterfäßen. Man gebe den Pflanzen reichlich Wasser und dann und wann etwas flüssigen Dünger oder eine Messerspitze von Kaumann'schem Düngepulver in die Unterfäße, was wesentlich zu ihrem Gedeihen und zur Erhöhung der Farbenpracht beiträgt. Nach dem Verblühen tritt ein Ruhestand ein, während dessen die Pflanzen kühl gestellt und trocken gehalten werden. Im April schneidet man die Zweige bis auf 2 oder 3 Augen zurück, beginnt wieder mäßig zu gießen und setzt die Pflanzen um, nachdem sie zu treiben begonnen haben. Die abgeschrittenen Zweige können als Stecklinge Verwendung finden. Doch ist die Vermehrung ohne Kosten oder Warmhaus nicht leicht; ebenso gelingt es selten, im Wohnzimmer ein Exemplar wieder zur Blüthe zu bringen. D. Altman.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Trüffeln zu conserviren. — Wie kann man Trüffeln conserviren?
Abfallen der Ficus-Blätter. — Kann mir Jemand mittheilen, wie man das Abfallen der Blätter von einem Ficus verhindern kann?
Düngungs-Mittel für Zimmerpflanzen. — Bitte um Angabe eines Düngungsmittels für Zimmerpflanzen.
Vertilgung von Maden. — Wie kann man Maden aus der Blumentopf-Erde entfernen?

Antworten.

- Fußboden-Anstrich (Spirituslack) dauerhaft zu machen (480).
Filet-Guirlande-Decken zu waschen (480).
Nehleder-Handschuhe zu waschen und zu färben. (488).
Mafart-Bouquets. (488).
Enten zu mästen. (488).

S. K. in N. — Das Thier, welches Ihre Pflanzen schädigt, ist keine Motte, sondern eine schwer vertilgbare Fliege.
Abonnement in Freiburg. — Die Bezugsquellen der in unserer Blatte abgebildeten Gegenstände sind am Schluß einer jeden Nummer angegeben.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Stickmuster und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.